

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 219 (1946)

Artikel: Kleiner Roman eines Einfrankenstückes
Autor: Bratschi, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kleiner Roman eines Einfrankenstückes

Von Peter Bratschi

Ich bin ein kleines, rundes Metallstück. Auf der einen Seite trage ich das Bild der mit abgestelltem Schweizerwappen stehenden Helvetia, umrahmt mit zweiundzwanzig Sternen. Auf der Rückseite schmückt mich, je zur Hälfte geteilt, ein Alpenrosen- und Eichenlaubkranz. Man hat mir den vom Staate garantierten Wert eines Frankens gegeben. Damit das ein für allemal feststehe, trage ich inmitten des erwähnten Kranzgebändes die Prägung: 1 Fr.

Ungeachtet dessen scheint es Zweifler zu geben, die mich gelegentlich eines unbeständigen Wertes anschuldigen. Ich verstehe das nicht. Immerhin — die Verdächtigung scheint von Bedeutung gewesen zu sein, und zwar von so großer Bedeutung, daß sich der hohe Bundesrat seinerzeit veranlaßt sah, mich im Parlament in Schutz zu nehmen und zu erklären, ein Franken bleibe ein Franken. Das hat mich riesig gefreut. Wer aber glaubt, dieses Bundesratswort allein hätte mich vor Minderwertigkeitsgefühlen bewahrt, irrt sich. Ich bin auch ohnedies von meinen guten Qualitäten überzeugt, beweist doch schon meine saubere Bildprägung, daß mir Wichtigkeit zugemessen wird. Nicht nur das — das Schmelzgut, aus dem ich entstanden bin, enthält nämlich Silber. Damit ist mir etwas Belebendes zu eigen geworden. Ich wage beinahe zu sagen, ich hätte eine silberhelle Seele. Dem Silber verdanke ich auch den feinen Klang. Leider wissen nur wenige davon, denn die Leute haben es beim Auszählen meistens so eilig, daß sie ob ihren Geschäften mein Klängen überhören, wie sie übrigens all ihren Hilfsmitteln — und ein solches bin ich ja auch — nur wenig Bedeutung beimessen. Mein schwaches Klängen verhallt gewöhnlich im allgemeinen Getriebe. Aber ich bin nicht neidisch, werden doch selbst gelegentlich die Glocken des Domes überhört, die wahrlich eine mächtigere Sprache zu sprechen vermögen als ich.

Doch — ich will nicht in Betrachtungen verfallen, sondern von einigen von mir durchlaufenen Lebensstationen erzählen.

Als ich vor vielen Jahren mit Tausenden von Kameraden funkelneuen aus der Prägepresse kam — noch etwas herb im Äußern — kam ich mir vor wie ein Konfirmand, der sich anschließt, das Leben zu erobern. Der erste Weg führte mich jedoch nicht ins Freie, sondern in die Enge. Mit vielen andern Gefährten wurde ich in eine Rolle gereiht und verpackt. Das Tageslicht wurde uns erst wieder geschenkt, als wir in einer Kompagnie zur Bestreitung des Soldatensoldes Verwendung fanden. Ich kam in die Hand eines Füsiliers, der von Beruf Feinschlosser war. Mit einem besinnlichen Lächeln sonderte er mich von den andern Münzen ab und legte mich in das Nebenfach seines Geldbeutels. Später — während seines Urlaubs — verfertigte er, meinem Format entsprechend, eine zierliche Metallfassung und schuf mich so zu einer Brosche, die er seinem Schatz zum Geburtstag schenkte.

Jeden Sonntag ward mir nun die Gunst zuteil, über dem Herzen des Mädchens zu prangen und gegenwärtig zu sein, wenn der Soldat seine Allerliebste um die Schultern nahm und das Mädchen küßte. Ich nehme diesbezüglich alles nur in allem und sage: Es war einfach schön!

Mit der Zeit verlor ich etwas von meinem Glanz. Es kam der Moment, da das Mädchen mich nicht mehr für schön genug hielt, um als Schmuckstück einer Braut zu gelten. So mußte ich einem Kameraden jüngern Jahrgangs, der noch die unverdorbene Politur an sich hatte, Platz machen.

Ich kam nun in ihren Geldbeutel und von dort zur Coiffeuse. Schon hatte ich einige Kraker bekommen, doch im Vergleich zu den neben mir liegenden, teilweise abgeschliffenen Münzen, konnte mein Aussehen beinahe noch sonntäglich genannt werden.

In den folgenden Tagen mußte ich mehrmals den Besitzer wechseln. Eines Abends landete ich plötzlich auf dem Spieltisch eines Kasinos. Eine feine aber zitternde Hand hatte mich hingelegt — und schon hatte sie mich auch verloren. Vom Croupier gerafft, wanderte ich vorerst in die Kasinokasse, wie auch andere meinesgleichen der Reihe nach das gleiche Schicksal zu teilen hatten.

Aber auch da war mein Aufenthalt nur kurz. Ich wurde in das Zahltagstäschchen eines im Hause

angestellten Musikers gesteckt. Der stete Schub und Wandel des Lebens war mir nun schon geläufig, und so wunderte ich mich weiter nicht, daß meine Benügte bereits am gleichen Tag in eine Schachtel Zigaretten umgeseht wurde.

Die Kioskhalterin, bei der ich einige Tage in Gewahrsam blieb, benützte mich vorübergehend als Buchzeichen. Ich lag während den Lesepausen mitten in einer Liebesgeschichte. Es war der Roman einer verlassenen Braut, die es später verstanden hatte, dem Abtrünnigen das Sämlin eines Wunderkrauts in den Wein zu streuen, so daß der Bursche in neuer Liebe zu ihr entbrannte.

Bald war mein Gastspiel auch da zu Ende, und ich kam zu Pia. Da mir die Gunst zuteil wurde, längere Zeit bei ihr zu verweilen, erfuhr ich manch Erfreuliches aus ihrem Leben. Etwas davon sei hier erzählt:

Ihr habt sie vielleicht auch schon gesehen: im Tram, auf der Straße oder auf der Treppe. Pia ist die Frau mit den roten Händen, denen man es ansieht, daß sie mit Seife und Lauge zu tun haben. Ja, ihr kennt sie bestimmt, die Waschfrau, die Putzfrau, die Stundenfrau, die, welche euch die Hemden wäscht, die bei fremden Leuten den Haushalt besorgt, wenn der Hausfrau die vielen Dinge über den Hals zu wachsen drohen, die Frau, die die Bücher abstaubt, welche den Schrank des Gelehrten zieren, die aufräumt, was der Besucher in Unordnung gebracht hat, die die Böden aufreibt, Teppiche klopft und die Treppen fegt. Ja — ihr kennt sie.

Aber wer hat sich schon Gedanken darüber gemacht, was so ein dienstbarer Geist eigentlich ist, daß da in der Arbeitsschürze sozusagen auch ein Mensch mit fühlendem Herzen, mit Pflichtbewußtsein und wacher Seele einer Aufgabe gerecht wird? Denkt man auch daran, wieviel Bequemlichkeit und Häuslichkeit von einer so



..., die er seinem Schatz zum Geburtstag schenkte.

wenig beachteten Frau abhängt, und wieviel innere Kraft, wieviel Tapferkeit, wieviel Lebensmut in einem solchen Menschen daheim ist?

Putzfrauen, Waschfrauen und Stundenmädchen gehören nicht zu den begüterten Geschöpfen. Sie sind gezwungen, auf Verdienst auszugehen und zu den eigenen Sorgen auch noch fremde zu übernehmen.

Wenn ihr nun am Morgen Pia begegnet — wie gesagt — auf der Straße, im Tram oder auf der Treppe, und ihr euch anschickt, das Tagewerk zu beginnen, hat sie bereits ein schönes Stück Arbeit hinter sich. Wenn Pia jeweils morgens

um die Straßenecke hastet, um den Autobus zu erreichen, der das Vorortsquartier mit der Stadt verbindet, hat sie schon den eigenen Haushalt besorgt, hat die Kinder betreut, zwei davon zur Schule geschickt und das dritte in die Kinderkrippe gebracht. Aber nicht nur das — sie hat schon das Mittagsmahl so weit vorbereitet, daß die ältern Kinder, nach ihrer Rückkehr aus dem Schulunterricht, es fertig zubereiten können.

Sie selber ist bei der Herrschaft, bei der sie Hausdienst leistet. Den ganzen Tag ist sie von den Kindern getrennt, von denen, die ihr das Liebste sind und für die sie sich abmüht. Sie will keine fremde Hilfe, keine Unterstützung. Sie will sich selber durchs Leben kämpfen.



Sie denkt dann an ihre Dachwohnung ...

Ihre herben Hände sind gewohnt, kräftig zuzugreifen, aber ihre Hände können auch lieblos sein, wenn sie vom Kleinen in der Krippe Abschied nehmen oder wenn sie die ältern zum Schulweg geleiten. Wenig wortmächtig, aber tief sind ihre Gefühle. Sie ist wie alle Mütter voll Liebe und Hingebung.

Freilich — es kommen auch andere Stunden. Stunden, da sich ihre Stirne in Falten legt, da sie zu rechnen beginnt, da ihr all das, was ihr und den Kindern mangelt, bewußt wird. Mitten in der Arbeit kommt das zuweilen über sie. In den Dienststellen, die sie abwechselungsweise versieht, wollen ihr oft bittere Gedanken aufsteigen. Sie sieht die Verschiedenheit der Schicksale, sieht,

wie sie den einen günstig sind, wie sie den andern so vieles vorenthalten. Seltsam berührt es sie manchmal, wenn sie die großen hellen Wohnungen betritt, in denen sie zu tun hat. Da sind volle Schränke, da sind Bücher, da sind Gedichte, da hängen kostbare Bilder, da liegen weiche Teppiche, da sind Konzerteinladungen auf dem Tisch, ist Wärme, ist Traulichkeit und Geborgenheit. Ob sie will oder nicht will — unwillkürlich zieht sie Vergleiche.

Sie denkt dann an ihre Dachwohnung mit der vergilbten Photographie des Hochzeitspaares, die abgestoßenen Möbel, die Nähmaschine, den ausgetretenen Bodenbelag und die enge Küche, die an den Führerstand eines Maschinisten erinnert. Sie denkt an die abgetragenen Kleider ihrer Kinder und an all die Dinge, die zum Lebensinhalt einer sorgenden Mutter gehören.

Lebensinhalt? Wenn jemand mit ihr darüber spricht, so lächelt sie. Sie tut ja so viel Gutes, vor allem an ihren Kindern und auch an den Mitmenschen. Ein Teil ihrer Liebe ist mit dem Faden versponnen, mit dem sie den Kleinen die Kleider flickt. Ein Stück ihrer Güte ist dem Garn verhaftet, aus dem sie Handschuhe, Strümpfe und Pullover strickt. Ja — eine solche Sorge,

die Fürsorge und Betreuung ist, kann Glück bedeuten.

Es ist ein stilles Heldentum, das da auf dem Posten steht, das Wache hält, der Not steuert und als wehrhafte Grundlage für Familie und Staat zu gelten hat. Tief muß die Quelle sein, aus der Pia ihre Kräfte schöpft. Es ist die Quelle, die von einem starken Gottesglauben genährt ist.

Spät abends, wenn sie die Kinder zu Bett gebracht hat, steht sie oft noch eine Weile am Fenster, um endlich in Ruhe Atem zu schöpfen. Sie schaut dann von ihrer Wohnung hinüber zur Stadt. Unzählige Lichter leuchten dort auf, locken zu Musik, zu glitzernden Schaufenstern und feierabendgestimmten Menschen. Etwas wie Schmerz will sie da anfallen. Sie gedenkt des zu früh verstorbenen Mannes, erinnert sich zerbrochener Hoffnungen und sehnt sich nach dem Bergtal, wo sie aufgewachsen und dem sie tiefinnerst treu geblieben ist. Aber dann hört sie die Atemzüge ihrer Kinder, und ihre Gedanken wandern zurück in den Kreis, den das Schicksal ihr gezogen hat.

*

Soviel von Pia. Gezwungen sie zu verlassen, begann für mich aufs neue ein wechselvolles Leben. Ich will die Wege nicht beschreiben, die mich durch Warenhäuser, Messebuden, Fremdenkurorte und Aneipen führten. Kreuz und quer durch das ganze Land ging meine Fahrt, bis ich schließlich als Göttinger bei einem Bauernkind Einkehr halten durfte. Hier bekam ich für eine Weile Ruhe. Auf all meinen Fahrten wurde mir gegenwärtig, wie verschieden die Menschen mit Geld umgehen. Ich lernte erkennen, daß die Art und Weise, wie Geld in die Hände genommen wird, den Charakter eines Menschen zu verraten vermag. Der eine geht spielerisch damit um. Er verdient es offenbar leicht und vergißt, daß Geld für andere die Entschädigung für oft mühevolle und opfervolle Arbeit darstellt. Wenn dieser die Münzen lässig in die Hosentasche steckt anstatt in den Geldbeutel und die Banknoten mit grober Hand anfäßt und, sie zerknüllend, mit liederlicher Bewegung in die Manteltasche schiebt, so ist anzunehmen, daß dieser Mensch der Achtung vor feineren Dingen des Lebens entmangelt.

Es gibt jedoch auch andere, deren Hände sich sanft und warm um mich schließen, wenn sie mich entgegennehmen, gibt solche, die sich auch die Mühe nehmen, einen Blick auf mich zu werfen. Es sind offenbar jene Leute, die es im Leben schwer haben, Geld zu verdienen.

Wie gesagt, ich kam als Göttinger zu einem Bauernbuben. Schon am gleichen Tag erhielt ich Gesellschaft, denn ein anderer Pate hatte sich herbeigelassen, dem Knaben ein schönes Fünffrankenstück zu schenken. Dieses trieb mich in der räumlichen Beschränktheit des Geldbeutels regelrecht in die Enge. Ich kam mir da vor wie ein bescheidenes Knechtlein neben einer würdigen und beleibten Dame. Doch — als wir leise zusammenstießen, brachte uns unser Klingeln zu näherer Bekanntschaft. Und siehe da — wir fanden beide bald, daß äußere Unterschiede im Leben nicht immer ausschlaggebend sind, sondern daß es über allen Standesunterschieden doch noch innere Beziehungen gibt, daß vom einen zum andern ein Klingeln geht, daß da noch Brücken vorhanden sind, die unabhängig von allen Außerlichkeiten stehen.

Einige Wochen ruhten wir nun in einer kleinen Kassette. Andere Geldstücke kamen hinzu, und wenn der Knabe die kleine Dose schüttelte, was er oft tat, gaben wir allemal mit hellem Geklirr und vermishtem Stimmengewirr Antwort. Eines Tages nahm uns der Vater des Buben auf die Bank und ließ dem Kind ein Sparbüchlein ausstellen. Eine Münze nach der andern wurde sortiert und dem Wert entsprechend in verschiedene Fächer eingeordnet. So kam unsere lustige Gesellschaft wieder auseinander; das Leben ist eben steter Wandel, bald Bindung, bald Auflösung, einmal Beharrung, dann wieder Fluß.

In der Bankkassette war des Bleibens nicht lange. Menschen kamen und gingen in großer Zahl; die einen mit frohem, die andern mit sorgenvollem Gesicht. Bald mußte ich wieder auf die Wanderschaft. Von Hand zu Hand gereicht, von Geldbeutel zu Geldbeutel wandernd — und gelegentlich auch mit der Eisenbahn fahrend — kam ich schließlich in ein Berggasthaus, wo ich als Herausgeld dem kauzigen Bergbauern Trümpi in die Hand gelegt wurde. Von diesem

Mann ist mir eine lustige Geschichte in Erinnerung. Sie handelt von einer schwarzen Kaze und lautet folgendermaßen:

Trümpi David hatte soeben ergebnislos um einen Esel gehandelt und befand sich auf dem Heimweg zur Hochbäuert. Er fühlte sich etwas benommen, denn die endlose Feilscherei hatte ihn ermüdet und mißlaunisch gemacht. Es konnte auch sein, daß ihm der Wein zu Kopf gestiegen war, dem er im „Kreuz“, vielleicht etwas zu hastig, zugesprochen haben mochte. Trümpi, der ohnehin zum Sinnieren neigte, verfiel jetzt bei der Abenddämmerung immer mehr einer schlechten Laune, die sich in der Folge zu einer eigentlichen Bedrückung steigerte. Kein Wunder, daß er den Aufstieg nach der Hochbäuert heute besonders beschwerlich fand.

Zu all dem lief ihm nun noch eine schwarze Kaze über den Weg.

Das hatte ihm noch gefehlt. Wie alle in der Hochbäuert wußte auch er, daß ein solches Zeichen nichts Gutes verhieß. Was konnte ihm bevorstehen? — So — allerlei. Nicht, daß er fürchtete, ein Wolf würde nun aus dem Wald brechen und ihn fressen — nein, es gab andere heimtückische Dinge. Dinge, gegen die es ebenso schwer aufzukommen war wie gegen ein wildes Tier. Man konnte ja nicht wissen, was alles im Schoße der Zukunft lag und wie schnell Widerwärtigkeiten auf ihn niederprasseln konnten. Übrigens, wenn er scharf nachdachte (und seiner Meinung nach dachte er jetzt scharf), gewitterte schon verschiedenes um ihn, auf das das Erscheinen der schwarzen Kaze hindeuten konnte.

Da war zum Beispiel der geschossene Fuchs, den er unerlaubt, aber doch vorsorglicher Weise erlegt hatte, damit er nicht in die Hühnerhütte einbreche. Trümpi David war nicht ganz sicher, ob nicht des Nachbars Hans davon wußte. Wenn ja — dann war eine Klage zu gewärtigen, denn er stand nicht gut zu Hans seit jener Holzaffäre, da sie unrechtmäßig eine Tanne gefällt hatten und bei der Teilung in Streit geraten waren.

Oder was konnte die schwarze Kaze sonst noch bedeuten? O vielleicht war es dies: die Erscheinung konnte auf eine neue Rheumatismus-attacke hinweisen. Unwillkürlich griff Trümpi nach der linken Hüfte. Bohrte da nicht schon ein

Stechen im Gelenk? — Sollte es auch nur Täuschung gewesen sein, so ging es doch schon wie ein schmerzliches Ahnen durch ihn. Vorsicht! Vorsicht! dachte er. Ich werde heute wieder einmal Lebensweckeröl einreiben müssen.

Er wandte den Blick nach oben. Ein Habicht schwang sich über den Taleinschnitt, verfolgt von einer Schar schreiender Krähen. Eben — Krähen. Auch das war so ein schwarzes Zeichen. Man sah sie nicht gern zur Abendstunde. Eine Weile verfolgte Trümpis Blick den Zickzackflug des Habichts. Verflixt geschickt wich er den Verfolgern aus. Jetzt war die Jagd direkt über David. Einige Krähen suchten dem Hühnervogel die Bahn abzuschneiden, doch schon schoß der Verfolgte wie ein Pfeil nach der Tiefe und verschwand im Geäst des Bergwaldes. Lange kreiste der Krähen-Schwarm noch über den Tannen, um sich dann langsam aufzulösen und zu verschwinden.

Trümpi David stopfte sich eine Pfeife und begann mit hastigen Zügen zu rauchen. Dabei benützte er mich, um die Glut in der Tabakpfeife niederzudrücken. Er schien nun etwas gelöster. Das kurze Schauspiel in der Luft hatte ihm sogar ein Lächeln abzugewinnen vermocht.

Nun stapfte er weiter. Aber schon wieder kam er ins Sinnen. Wo war er eigentlich verblieben? Eben — ja, beim Rheumatismus. Zu seinen bisherigen dunklen Mutmaßungen gesellten sich neue. Die schwarze Kaze konnte zum Beispiel auch Vorbote kommenden Unglücks im Stall sein. Oder — vielleicht war wieder ein Bruch in der Wasserleitung zu erwarten. Möglicherweise aber hatte Mäde, seine Frau, den Cholderi, wenn er nach Hause kam. Sollte dies der Fall sein, so würden ihm — so dachte er — mindestens vierzehn Tage stumme Umwitterung sicher sein. Er begann zu schwitzen, und ein lästiges Magenbrennen meldete sich bei ihm.

Während er spintisierend den Weg zu seinem Heimwesen fortsetzte, war Mäde dabei, den kleinen Viehstand zu besorgen und das Nachtessen zuzubereiten. Sie war guter Laune, denn während eines Besuchs in der Nachbarschaft hatte sie allerlei Neuigkeiten vernommen, die es wert waren, dem heimkehrenden David in aller Ausführlichkeit erzählt zu werden. So hatte sie

beim Vetter den Bescheid erhalten, daß er bereit sei, den Pachtvertrag für die Sommerweide, an dem David viel gelegen war, zu erneuern. Sodann war bei der Schwiegertochter ein zweites Kind auf die Welt gekommen, ein Bub, wie sie es alle

sie eines abendfüllenden Genusses sicher sei. In all ihrem Tun spiegelte sich Erwartung und verhaltene Mitteilungsbereitschaft.

Die Zeit verstrich. Mäde wartete. — Wo nur mochte David so lange verbleiben? Er hatte doch versprochen, beim Nachtessen zu Hause zu sein. Da es schon zu dunkeln begann, machte sie Licht und nahm ein Strickzeug zur Hand. Doch die Arbeit wollte ihr nicht recht vom Fleck. Ärgerlich, daß er gerade an diesem Abend so unpünktlich war. Plötzlich erinnerte sie sich, daß für den folgenden Morgen noch kein Holz in der Küche bereit lag. Mäde begab sich in den Holzschopf, doch nicht ohne vorher den Kaffee an die Wärme zu stellen. Im Holzschopf entdeckte sie, daß das gespaltene Holz zur Reige gegangen war. Rasch ergriff sie das Beil und machte das nötige Holz zurecht. Unverständlich, daß David sich nicht um diese ihm zufallende Berrichtung gekümmert hatte. Aber eben — der Eselhandel steckte ihm im Kopf. So etwas! Bis jetzt waren sie immer noch ohne Saumtier ausgekommen. Verschnupft faßte sie den mit Holz gefüllten Korb, ließ ihn jedoch sogleich wieder fallen, denn ein Splitter war ihr unter den Daumennagel geraten. *Ui! Ui!* tat das weh. Sie ging in die Stube, setzte sich unter die Lampe und suchte mit einer Stednadel den Splitter zu entfernen.



Trümpi David

stopfte sich eine Pfeife und begann mit hastigen Zügen zu rauchen.

gewünscht hatten. Des weitern war vom Sohn ein Brief angelangt, worin er mitteilte, daß er Korporal geworden sei. Also erfreuliche Mitteilungen genug, um den Mann bei seiner Heimkehr zu überraschen. Ihrer Zungenfertigkeit sicher, gedachte sie das Ganze zu einer richtiggehenden Hörfolge zu gestalten und zu steigern. So legte sie denn in Gedanken alles richtig zurecht, damit

bemerkte er nicht, daß Mäde sich mit ihrem Daumen abmühte. Schlapp ließ er sich auf das Ruhebett nieder und seufzte. Mäde blätte auf. Was war denn los mit ihm? Sein Gesicht spiegelte Verdruß. Nicht so hatte sie sich seine Heimkehr vorgestellt. Er sah nicht einmal, daß sie litt. Nein, er bemerkte es wirklich nicht. Starr war sein Blick auf den Boden

gerichtet. Mädens freudige Erwartung war auf einmal dahin.

David sah da, als ob er ein Wort von Mäde erwartete. Doch — jetzt kam ihm in den Sinn, daß er den Gruß vergessen hatte. Dumm war das. Ja, er fühlte es, das war mehr als dumm. Aber jetzt hintendrein das Versäumte nachholen — nein, das gab ihm der Kopf nicht zu. Ein verpaßter Moment war eben ein verpaßter Moment. Da war jetzt nichts mehr zu machen. Aber Mäde — so dachte er — würde die Sache schon wieder einrenken. Doch — er wartete vergebens. Ohne ein Wort verlauten zu lassen, begab sie sich in die Küche, um nach dem Essen zu sehen. Regelrecht verärgert sah sie jetzt aus. So viel Neuigkeiten hatte sie auf Lager und wurde nicht einmal eines Grußes gewürdigt. Erst noch hatte sie sich den Gesprächsstoff in Freude zu rechtgelegt, um ihre Erzählung gefällig und selbstgenießerisch vorzutragen — und nun fühlte sie sich plötzlich gar nicht mehr im Strumpf. Warum nur macht mir David den Kopf? fragte sie sich, denn anders konnte sie sich sein Benehmen nicht deuten. Was mochte denn bloß in ihn gefahren sein? Hatte er einen schlechten Handel gemacht? Oder war er zu lange im Wirtshaus geblieben? — Ja — ja — das könnte sein. Darum seine späte Heimkehr. Jetzt schien ihr die Sache klar zu sein. Richtig zornig war sie nun. Heftig war der Aufstoß, als sie die Röstplatte auf den Tisch schob, so heftig, daß die Tassen zu klirren und zu tanzen begannen.

Obschon David an jenem Abend nicht mehr sehr hellhörig war, empfand er den Lärm doch als untrügerischen Vorboten eines aufsteigenden Gewitters, und da Mäde, aufs neue in der Küche verschwindend, die Türe laut ins Schloß brätschte, wußte er, welche Stunde ihm geschlagen hatte.

„Ich hätte es ja wissen können“, brummte er in den Bart. „Sie hat wieder einmal den Cholderi. Jaja, die schwarze Rahe...“

Soweit die kleine Geschichte vom Trümpi David. Er hat dann den Esel doch noch gekauft und mich dabei dem Verkäufer ausgehändigt.

Später kam ich zu einer Braut und bildete einen winzigen Teil des ersparten Betrags zur Anschaffung der Aussteuer. Trotz dieser kaum

in die Augen springenden Beteiligung machte es mir doch Freude, daß ich dabei sein durfte, erlebte ich bei dem Mädchen doch wieder einmal eine Phase, die Lebensbejahung bedeutete. Daß die Braut ganz auf diesen Ton eingestellt war, bewies ein Spruch, den sie über ihrem Bett hängen hatte. Er lautete:

Ja!

Sag ja, wenn auch der Tag verneint!
Sag ja, ob ringsum ungeeint
Die Welt auch hadern mag!
Sag ja, auch dann, wenn gram erfüllt
Und pfadlos sich die Zeit enthüllt,
Sag ja zu deinem Tag!

Es liegen tausend Melodein
Gefangen in des Lebens Schrein.
Wer wird sie küssen los?
Sag ja, die Welt braucht Lieb' und Treu!
Das „Ja“, es schafft sie wieder neu,
O Seele, wag' es bloß!

*

Die Menschen sind im allgemeinen merkwürdige Käuze. Ununterbrochen sprechen sie über Weltverbesserung und denken nicht daran, daß das Besserwerden zuallererst beim Einzelnen beginnen muß. Zu jenen, bei denen Selbsteinkehr nötig wäre, gehört auch der reiche Geizhals, der mich jahrelang in einer Truhe eingesperrt liegen ließ, bis dann ein Schelm einbrach und mich mit vielen andern Gefährten stahl. Zwar konnte der Dieb verhaftet und das gestohlene Geld — es war eine beträchtliche Summe — wieder eingebracht werden. Für den Bestohlenen hatte aber die Affäre noch ein bitteres Nachspiel zur Folge. Das Steueramt sah sich nämlich genötigt, sich des Falls anzunehmen, und das Ende war, daß der Geizhals eine gesalzene Nachsteuer zu entrichten hatte.

Es schien, als ob die Kette des Ungemachs bei mir nicht mehr abreißen wollte. Eines Tages verlor mich ein Mädchen, das mich in einer ländlichen Schule als Examenbaken erhalten hatte. Ich konnte mir das Leid der Kleinen wohl vorstellen, doch auch mir selber erging es übel. Ich fiel nämlich in eine am Weg liegende Pfütze,

die von sickerndem Schwefelwasser gebildet worden war. Mehrere Wochen lag ich verloren im Lehm. Nach und nach wurde mir bewußt, daß an mir etwas sehr Häßliches geschah. Der Schwefel begann an mir zu fressen; ein heißendes Prickeln an meinem Leibe brachte mir dies mit aller Deutlichkeit zum Bewußtsein. Alle Hiebe und Kratzer, die ich in meinem Leben schon über mich habe ergehen lassen müssen, waren nichts gegen dieses ununterbrochene Äzen. Die Folgen waren auch darnach. Als man mich endlich fand, war ich schwarz geworden. Wohl versuchte der Funder, mir wieder Politur zu verschaffen, aber es gelang ihm nur teilweise.

Von da an war meine Schönheit dahin, und ich mußte oft mit Schmerz erfahren, wie ungern man mich entgegennahm. Es traten bei mir übrigens auch noch andere Mängel zutage. Ich war nämlich ein abgeschliffenes Geldstück geworden. Immer mehr verlor ich das frühere gute Aussehen, und es kam die Zeit, da man mich nur noch mit Drängen an „den Mann“ zu bringen vermochte. So lieferte man mich schließlich auf der Sammelstelle für außer Kurs gesetzte Geldstücke ab.

Jaja — mit Bitterkeit muß ich es bekennen — ich bin alt geworden. Aber wie könnte es anders sein. Schließlich geht keiner ungeschlagen



Eines Tages verlor mich ein Mädchen, ...

durch all das wechselvolle Getriebe des Lebens. Ich weiß — ich weiß, es geht zu Ende.

Jetzt wartet mir nur noch die Schmelze.

Blasinstrumente

Max Reger wurde als Hofkapellmeister in Meiningen nach einem Konzert von den anwesenden Fürstlichkeiten begrüßt, und eine ältere Prinzessin benutzte die Gelegenheit, um sich mit ihm über das Fagott zu unterhalten. „Was für seltsame Töne kommen doch aus diesem Instrument“, sagte sie. „Machen die Musiker die alle mit dem Mund?“ Worauf Reger: „Das will ich doch stark hoffen, königliche Hoheit!“

Die Abstammung der Schweizer

Maria Theresia scherzte gern mit einem schweizerischen Offizier, der zuweilen an ihren Hof kam. „Ist es wahr“, fragte sie ihn einst, „daß ihr Schweizer von Nebukadnezar herstammt, aus den Zeiten, da er in ein Tier verwandelt wurde?“ Der Befragte antwortete: „Ew. Majestät müssen es besser wissen als ich, weil ihre Familie (Habsburg) in der Schweiz älter ist als die meine!“

H. G.